

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

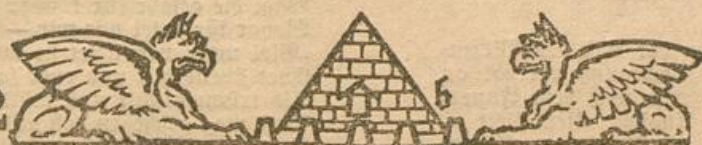
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

20.3.1921 (No. 12)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. No 12



20. März 1921

Emil Alfred Herrmann.

Dem Dichter der Märchenspiele zum fünfzigsten Geburtstag.

Eine Welle hör' ich rauschen,
Eine Brücke seh' ich steh'n,
Bergessene Kinderlieder
Wieder herüberweh'n.

Da teilen Dunst und Helle
Gestalten licht und klar,
Wie aus erwachenden Träumen
Werden die Märchen wahr.

Rottäppchen mit dem Wolfe,
Schneewittchen in gläserner Truh',
Der alte gestiefelte Kater
Lachen und winken mir zu.

Engel singen die Weise,
Wie schaukelt Wiege und Wind,
In himmlischen Armen lächelt
Wieder das Gotteskind.

Einen Knaben seh' ich reiten,
Dem blihet Spang und Sporn,
Es tönt aus seligen Zeiten
Des Knaben Wunderhorn.

Erich Brock / Ein Prophet des Weltkrieges.

Nicht von Propheten und Prophezeiungen im üblichen Sinne soll hier die Rede sein. Gemeinhin denkt man bei Prophezeiungen an heilschende Schäfer, an Medien oder Astrologen. Es gibt noch ein anderes Prophetentum als dies besten Falls sehr gemächte Treiben, welches taumelhaft heute immer weitere Kreise ergreift, ein Prophetentum, welches wirklich zu den letzten Quellen des Weltgeschehens hinabgestiegen ist und dort in den Zug des Schicksals eingeweiht wurde. Denn es sind Propheten, welche aus den scheinbar so reslos mechanisch motivierten Verkettungen der menschlichen Taten und Gedanken das Einheitliche und Typische mit einer ungeheuren synthetischen Kraft herauszerlegen, welchen sich das selbstgenügsame Ameisengewimmel der Welt zu großen Bezügen voll innerer Notwendigkeit ordnet. Sie erschauen die Hauptlinien der geistigen Weltgeschichte wie einen zeitlos sachlichen Zusammenhang weniger Grundfaktoren; darum können sie auch oft die zemeinsame Richtung der wirren Strebungen menschlichen Wollens deutlicher erfühlen, als der geschickteste Praktiker aus der Kombination seiner Erfahrungen abnimmt.

Es ist seltsam, daß ein solcher Prophet gerade da erfunden wurde, wo wir zwar Feinheit und Geist nicht absprechen, aber doch weder Kraft noch Blut, weder Blutwärme des unmittelbaren fleischlichen Lebens noch zum Ganzen füzende Riesenkraft der Abstraktion vermuten. Wenn wir den Namen Stefan George hören, so stellt sich die Vorstellung von einer unendlich zarten, blaffen Stimmungspflege ein, von feingeponnenen Träumen wie aus weiter Ferne, welche eine ausschweifende Extravaganz der Form und Aufmachung wie einen Schutzwall um sich aufgerichtet haben, um nicht, unmächtig zu adäquater Abwehr in der Ebene brutaler Materialität, von der selbstbewußten Wucht des vulgären Alltags ganz überflutet und ausgelöscht zu werden. Seltsam, wie eben dieser Mensch von Gesichten heimgesucht wurde, deren Gewitterschwüle damals über den ganzen Himmel der europäischen Kultur zitterte, wie gerade auf diese schmalen Schultern das Wissen um ein Welt-

schicksal hingewuchtet wurde, dessen Abgrund eine ganze Kultur, in der Idee, sich ihrer Vollendung sieghaft zu nähern, blind entgegenraute. Aber gerade dieser Gegensatz ist kein unechörter. Suchte nicht Jahwe sich oft genug Männer, die voll Schwäche und Verzagtheit waren zu ihrem Amt, um einem abgefallenen Volke seine Nuchlosigkeit vorzuhalten und Gericht zu künden, ihm das ferne Donnerrollen zu deuten, dessen es in seinen Festen nicht achtete — wohl nicht um es zu retten, denn er hatte es, wie die Bibel sagt, verstoßt, war etwa selbst ohne Kraft, es von dem Schlusssatz einer sachlichen Verkettung zu erretten —; aber um in dem und jenem ein Bewußtsein der Zeitwende zu entzünden, welches darüber hinaus den Ueberlebenden einen Weg weisen mochte.

Auch dieser Prophet weiß lebendig seine Erwählung zu schildern. Sein Gott überfällt ihn wie ein Alpdruck. Entsetzt packt ihn, als ihm zum Bewußtsein kommt, daß in ihm das Leid und die Abwegigkeit von Millionen die letzte Schärfe und Selbstverständigung finden soll:

Als sich dir Jüngling dein Beruf verkündigt
Wart ein verstoßener du in klammer Luft
Und trugest als der eine aller Qual.
Da drang aus dir ein solcher Schrei zu sternem
Daß erde nicht noch himmel ihn ertrug.

Finster wandelt er, auf dem die Peripetien von Universen lasten, der Gottes Sache zu seiner machen mußte, unter seinem Volke. Er sieht, wie „Weltabend lohete — rings war Spiel und Sang“. Er geht zwischen all diesem bewußtlosen Lärmen schweigend hindurch, mit einem Ungeheuren schwanger. Er ist das Schlachtfeld, in dem alle wilden Mächte schon jetzt kämpfen und toben, welche in kurzem ihren Austrag in der feineren Härte der Wirklichkeit suchen werden. Er ist der Mikrokosmos des Weltkrieges nach seiner allgemein-geistigen Bedeutung. Schauernd verhüllten Hauptes sieht er auf allen Wegen Verrottung, selbstmörderische Wüten gegen den Mutterchoß, raff-

nierte Schändung aller heiligen Lebensquellen, Schuld und Sünde, welche nach ihrer Sühne in Meeren Blutes schreien. Wo ein unerhört fleißiges, systematisch in die Breite bringendes Geschlecht auf gut befestigten Wegen zu endgültiger Vervollkommnung vorzudringen meint — da steht er nur sinnloses Wirrsal, blinden Frevel, schreckende Not. „Unzahl von Händen rührte sich, Unzahl gewichtiger Worte fiel und Eins war Not“. Das Beste wird in diesem tausenden Betriebe ungewußt zerstampft. Reich und unerlöschlich ruht das Ewige in jedem windbewegten Blatte, in jeder Welle des Baches — sie aber sind blind vor Staub und Atomen, in Strömen Wassers verdursten sie.

Alles habend alles wissend seufzen sie:
„Karges Leben! drang und hunger überall!
Fülle fehlt!“
Speicher weiß ich über jedem Haus
Voll von Korn das fliegt und neu sich häuft —
Keiner nimmt . . .
Keller unter jedem Hof wo siegt
Und im Sand verströmt der edelwein —
Keiner trinkt . . .
Tonnen puren golds verstreut im staub:
Voll in Lumpen streift es mir dem saum —
Keiner sieht.

Tief verächtet ist alles Leben unter der Last des Vielzweckens jeder Art und Ordnung. Alle Bewegung verebbt an ihrem eigenen getürmten Gerölle; nur wer nach dem Innersten sich noch Zugang oder wenigstens Aussicht offen hielt — nur der hat überhaupt noch Möglichkeit zur Reinigung, Anknüpfung zum Höherstreben — während die andern mit aller Vertriebsamkeit nur desto wahnwitziger ins Leere drängen. Gottes Urteil heißt:

Nur die den weg noch suchend
Brünstig die arme in den abend strecken
Nur deren Schritten folg ich noch mit huld —
Und aller rest ist nacht und nichts.

So wird ein unsagbar bitteres Urteil gefällt aus dem Zentrum des Lebens heraus, aus der Religion, in welcher kein Tun allein fördert, über alle ungenügende Vielgeschäftigkeit der Welt. Mag auch Gutwilligkeit darin stecken, so viel man will, das Leben kann über dieses Wesen nicht anders entscheiden, als dies es in seinen geheimen Stunden über sich selbst tut. Das soll aber nicht den gewerbsmäßigen Pächtern des Geistes und den Betriebsführern des Innenlebens zugute kommen, den Präzisen, die zur Tat, zu ich-abgewandter Sachlichkeit sich zu gut dünken; sie trifft gleicherweise das Wort:

Aus purpuraluten sprach des himmels zorn:
Mein blick ist abgewandt von diesem volk . . .
Siech ist der geist! tot ist die tat!

Der Himmel zürnt! Das ist die alte Rede, welche sich immer wieder aufdrängt beim Anblicke eines Volkes, über dem sein Schicksal Finsternis staut. Verorrierende Moraltroupe, welche nichts wissen als ausdrücklich guten oder schlechten Willen, mögen sich vor der Unerbittlichkeit dieser Entscheidungen verstecken. Das Moralische mag nicht wesentlich schlimmer sein als zu anderen Zeiten. Wer aber in sich und um sich alles tief treibende und haltende Urgefühl verfliegen fühlt, wer die lächelnde Nichtsnutzigkeit in sich brennen fühlt, die unsere Kultur fabriziert und alles Hohe, an das sie ihre Hände legt, trotz heißer Sehnsucht mit ihrer verruchten Bewußtheit nur bejubelt — der fühlt auch hoffnungslos, wie dies alles unterhalb jeder Moral den Tod verdient hat, wie dieser Gestank mit alühendem Eisen ausgebrannt werden muß und sonst nichts. Mühte das nicht jedem in die Augen springen, wenn dieses Wesen gegen andere Zeiten mit aller ihrer Wahllösigkeit und Untermenschlichkeit gehalten wird — die eben doch das Eine hatten, Einigkeit innen und außen.

Die ihr die wilden dunklen zeiten nennt
In eurer lughast freien milden klugen:
Sie wollten doch durch grauen marter mord
Durch fröhe wahn und irrtum hin zum goti.
Ihr frevler als die ersten tilgt den gott
Schafft einen göhen nicht nach Seinem bild
Kosend benamt und greulich wie noch keiner
Und werft ihm euer bestes in den schlund.
Ihr nennt es Euren weg und wollt nicht ruhn
In trocknem taumel rennend bis euch allen
Gleich feig und feil statt Gottes rotem blut
Des göhen eiter in den adern rinnt.

Noch nie ist in wenigen Worten Gottes tausendfältiger Fluch so berufungslos auf ein Volk gelegt worden, noch nie ist in wenigen Worten Vermaahnenderes gesagt worden über Kulturfortschritt, über Vernunft, über ihre zentrale tempelschändende Blasphemie jenseits aller einzelnen Absichten und Betätigungen, welche allem Guten überhaupt, allem Göttlichen im

innersten Punkt die Art an die Wurzel legt. Wir häufen die Vernunft zu Gebirgen und erschicken damit alles, was anders ist. Wir fragen alles Tiefere: bist du Vernunft? und zwingen es so, nein dazu zu sagen, zwingen es in Unsinn, in Tobsucht hinein.

Mit kraft und kunst und redlichster begehrt
Macht himmels-manna ihr zu giftigem mohne
Treibt ihr nicht minder zum verruchten end —
Auf eurer kinder
Gesichtern sich der letzte traum verwischt.

So wird Wohlthat, Plage und Vernunft Unsinn. Der objektive Geist senkt sich zentnerschwer auf jede schöpferische Neigung und läßt alle Arme nutzlos sinken. Was seinen Wert darin hat, Leben zu wecken und zu nähren, wird aufreibende selbstzweckliche Pflicht. Es möchte sein, daß wir eines Tages aufstünden mit dem tierischen Schrei des Sklaven, den seine tödlichen Lasten erdrücken, und alle sorgsam magazinierten Schätze zerbrechen. Das a. B. zwei feindliche Heere mit großen Berstörungsmaschinen vor Städte zögen, Kleinodien der Vorzeit, zu der die lebendigen Menschen wallfahren, um ihrem Tod Leben einzuhauhen aus den toten Dingen — und dort mit heißem Bemühen alles der Wüste gleichmachten.

Wägt die gefahr für kostbar bild und blatt
Wovor ihr kniet wie wir — beim großen brand!
„Biel mehr vernichtet sie wenn sie euch bleiben
Euer ähend gift und euer sammelgrab
Als trümmerstatt und mütterlicher schlund.
Einst mag geschehen daß aus noch kargerem resten
Verwittertem gestein zerfressenem erz
Bergilbter schrift ein leben sich entzündet . . .
Die art wir ihr bewahrt ist ganz verfall.“

Die Hoffnung ist aber vage und geht vorüber. Simson, der die Säulen des Tempels umreißt und die Philister begräbt: seine Seele stirbt mit ihnen. Wenn wir das jämmerliche injektionshafte Gewimmel der Kulturimpulse zertrampeln, welche alles Neue vorzeitig ans Licht zerren, einordnen, und in sich saugen, um ihr Alter aufzufrischen — wenn wir alles zerbrechen, um frei, jung, unvoreingenommen zu sein — darum wird das große Quellen nicht kommen, werden wir nicht wieder unschuldig und herrlich wie am ersten Tage sein. Zwischen Trümmern werden wir noch den letzten Rest verloren haben: die anständige Normalität unseres Daseins — dies zerrissen, wird nur Wahnsinn strömen. Aus dem Chaos Sterne hervorhämmern, dazu fehlt uns die glühende Jugendkraft.

Schwärmer aus zwang weil euch das feste drückt
Schmer aus not weil ihr euch nie entfahrt
Bleibt in der trübe schuldblos die ihr preist —
Ein schritt hinaus wird alles dasein lug!
Ihr harrt und ruft
Dicht bei der Schwelle: überstut uns wirbel!
Umsatz uns großes jenseits! brich hervor
D leuchtung lösung! . . . und was kommt ist nacht.

Eine Lösung ist das also nicht. Vielleicht ließe sich noch ein anderer Weg schaffen — den es wenigstens. „Man bleibt ein Weg nur: es ist hohe Zeit. Das Härteste meist geglaubter Dauer wankt.“ Man könnte etwa den Kräften, die unter der Decke des bewußten hochrationalisierten Lebens grohlen, das tote beengende Gestein der Nur-Vernunft wegräumen, dem Irrationalen auf allen Gebieten seine natürlichen Ausgänge zurückerstatten. Aber wie sollte das geschehen, wo euch jedes Organ dafür fehlt; wo ihr nichts seht, dessen Schwingungslänge jenseits eurer minuziösen Apparate liegt?

Unholdenhaft nicht ganz gestalte kräfte:
Althörige zeit die jedes schwache poltern
Eintrug ins buch und alles staubgeblas
Bernahm nicht euer unterirdisch rollen —
Althweis und unfund des was wirklich war.
Euch trüchtig von gewei'nem die sie nutzen
Sich zur belebung hätte bannen können
Euch überfah sie dunkelste Verschollne . . .
So seid ihr machtlos rückgestürzt in nacht.

Da wühlen sie nun weiter gegen die Grundäulen unseres Seins; wir aber gehen immer fort in die falsche Richtung, weil ohne die einigenden Grundkräfte sich uns alles verzerrt darstellt. Ihr habt alles genau mit eurem Fammerfleiß abkonterteit und ehrfurchtslos abgetastet und seid doch vom Wirklichen unendlich ferner als schlichtere Zeiten — darum haltet beiseiten eure raschen Zungen davon fern.

Schweigt mir vom Höchsten Gut: eh ihr entfühnt
Macht ihr es niedrig wie ihr denkt und seid . . .
Gott ist ein schemen wenn ihr selbst vermürbt!
Schweigt mir vom volk. da euer keiner ahnt
Den fug von scholle und gesteinter tenne
Den rechten mit- und auf- und unterstieg —
Das knüpfen der zerspiffnen goldnen fäden.

Von da könnte es vielleicht wieder aufsteigen, wenn ihr den Anschluß finden könntet; aus dem Mutterboden, aus der un- durchdrungenen fruchtbaren Ackerkrume — wenn es euch gelänge, eure Worte und Einsichten von da wieder organisch erwachsen zu lassen und dem heiligen lebendustenden Boden sein Geheimnis abzulassen. Jetzt ist das nicht möglich: ihr sprecht eine andere Sprache, ihr irrt blind in luftgewobenen Systemen umher, eure Geistigkeit ist im Netz ihrer Autonomie gefangen. Das Eigenliche ist euch durch die dichten Maschen gefallen — und ihr selbst mit. So viel ihr tut und vorhabt und euch darauf hin spannt, ihr seid immer auf der Flucht vor euch, vor dem gähnenden Nichts in euch, weil ihr die Frage in euch raunen hört: du Narr, was tust du, heute nacht wird man deine Seele von dir fordern. Nur nicht sich selbst zur Beute fallen — was euer Selbst tötete, das muß euch noch über euren Verlust hinwegtäuschen. Was kann euch alles Fremde geben, da ihr euch selbst nicht habt?

Ihr fahrt in hitzigem tummel ohne ziel
Ihr fahrt, ihr fahrt durch see und land
Fahrt durch die menschen . . . seht unfassbar ihr
Daß sie euch fassen . . . seht unfassbar ihr
Daß sie euch fassen . . . und ihr seht die rast
Wo ihr allein euch findet mit euch selbst
Bang vor euch selbst als eurem ärgsten Feind.

Ein letzter Mahner, der gesandt wurde (man darf seinen Namen vielleicht mit Friedrich Nietzsche nennen) — wo hätte er den Aufspaltungspunkt finden sollen, um euch zu sagen: Kraft ist not, Trieb ist not, — sonst wird Gutwilligkeit, Verbrechen, Idealismus schwärende Lüge —?

Einer stand auf der scharf wie blitz und stahl
Die klüfte aufriß und die Lager schied
Ein Drüben schuf durch umkehr eures Hier . . .
Der euren Wahnsinn so lang in euch schrie
Mit solcher wucht daß ihm die fehle barst.
Und ihr? ob dumpf, ob klug, ob falsch, ob echt
Vernahmt und saht als wäre nichts geschehen . . .
Ihr handelt weiter, sprecht und lacht und hecht.
Der warnen ging . . . dem rad das niederrollt
Zur leere greift kein arm mehr in die speiche.

Wem die letzten Worte in den Ohren dröhnen, der weiß: es gibt kein Aufhalten mehr. „Mittag rückt heran.“ Die Erde rüftet sich, zu verschlingen, was sie geboren. In einer letzten gräßlichen Vision saht sich noch alles in einem schrillen Bild zusammen. Noch weiter, noch weiter, meinen sie, fort von der Erde, ins Blaue hinein, noch rasender alles weitertreiben in Differenzierung und Verfeinerung. Wir wissen nichts mehr von Statik und Bonntenherauf. Wir raffen alles letzte Wurzelnde und türmen es auf unser schwankendes Gebäude. Die Vernunft stachelt uns weiter, sie kennt kein Ende — nur ihren Fortgang und sein Gefek. Warum stillstehen? Es wäre Unehrlichkeit. Ihr Rasenden: die Erde wankt; ihr steht einen Schritt vor dem Punkt, wo all euer desilliertes Denken in stierenden Wahnsinn umschlägt, der Speisung bar, der es alles verdankt.

Ihr baut verbrechende an maas und grenze:
„Was hoch ist kann auch höher!“ doch kein fund
Kein stütz und stütz mehr dient . . . es wankt der Bau.
Und an der weisheit end ruft ihr zum himmel:
„Was tun eh wir im eigenen schutt ersticken
Es eignes spitzgebild das hirn uns zehrt?“
Der lacht: zu spät für stillstand und arznei!
Zehntausend muß der heilige wahnsinn schlagen
Zehntausend muß die heilige feuchte raffen
Zehntausende der heilige Krieg.

Hier ist jedes Wort Schicksal, unausweichliche Verkettung in ihrer blutverdorrten Unerbittlichkeit, vor der jede abwehrende Hand sinkt und jeder Schrei im Munde erstarrt. Und so ist es nun herausgesagt. Es bleibt nur noch, daß Gott seinem Erwählten zeige, was er auch denen der Vorzeit vorrückte, deren Sinn inmitten allen Brangens voll Stöhnen und Heulen, Waffengeklirr und Rosseschampfe war. Seine Ohren sind immer erfüllt von dem Draußen der apokalyptischen Reiter:

Auf stiller stadt lag fern ein blutiger streif,
Da zog vom dunkel über mir ein wetter
Und zwischen seinen stößen hört ich Schritte
Von scharen — dumpf — dann nah. Ein eisern klirren . . .
Und jubelnd drohend klang ein dreigetellter
Metallen heller ruf und wut und kraft
Und schauer überfielen mich als legte
Sich eine flache klinge mir anß haupt —
Ein schleunig pochen trieb zum trab der rotten . . .
Und immer weitere scharen und derselbe
Gelle fanfaren-ton . . . Ist das der letzte
Aufrubr der götter über diesem land?

In der Tat das ist der letzte Aufrubr der Götter. Gelingt es jetzt nicht, Versteinertes zu brechen, Wasser aus dem Felsen zu schlagen — atmet der edle Gefangene auf dem Grunde des

Verließes nicht mehr — bricht nur gemeiner Pöbelrausch von dort heraus — dann war das die letzte Bewegung — vor der Flucht in Todesstarre, in die Ruhe des Grabes. Anfangs schien es so, als sollte der kühne Durchbruch durch Kulturschlacke in ein Leben, welches zwischen allen Schrecken des Armenschlichen zur Inbrunst gespannt war, glücken.

Fragbar ward Alles da das Eine floh:
Der geist entwand sich blindlings aus der siele
Entlaufne seele ward zum törigen spiele —
Sagbar ward Alles: drusch auf leeres stroh.
Nun löst das herz von wut und wahn verschlacht
Von gärung dunkelheit gepinst und trubel:
Die Tat ist aufgerauscht in törtischem jubel
Das bild erhebt im licht sich frei und nackt.

Die glühende Not stellte Wirklichkeiten hin: Vaterland, Pflicht — denen gegenüber es kein Deuteln und Grübeln mehr gab — das Angesicht des Todes schenkte atmendes Leben. Aber dann sank alles in Verwüstung. Maschinelles Schlachten, finstere Verstumfung des Herzens, mechanisches Weiterrasen der Vernichtung, systematisches Fortlaufen des Wahnsinns an den gutgeschmierten Drähten der Vernunft: auf diese Spur gesetzt, konnte sie nicht einschlafen, ehe nicht alles in Trümmern raucht und die letzte Waffe kraftlos sinkt.

Und gerade für Deutschland wird das Ende fürchtbar sein. Es ist das tiefwehenhafte Schicksal der Germanen, daß ihnen große rauschende Anstürme in Dreck zerprühen. Sie streuen namenlos Keime und Konzeptionen aus, welche in anderen aufgehen.

Ihr habt — fürs reden-alter nur bestimmte
Und nacht der urwelt — später nicht bestand.
Eur kostbar tierhaft kindhaft blut verdirbt
Ihr wirkt im andren fort — nicht mehr durch euch —
Hellhaarige scharl wist daß eur eigner gott
Meist kurz vorm siege menschlins euch durchbohrt.

Das führt uns weiter. Zag und langsam richtet sich der Seher auf. Er erinnert sich der tief beglückenden und fruchtenden Stunden, wo er mit dem geheimnisvoll webenden Wesen seines Volkes sich einte — um von da aus kraftgespannt und reich beschenkt mit Melodien in die Welt hinaus zu fahren. Er weiß es, dieser Geist rüht und blüht wie die Weltenecke, er bringt nach tiefen Wintern immer wieder ewige Ernten in die Scheuer der Menschheit. Und seine rechte Stunde ist noch nicht gekommen. Alles Bisherige war dies oder jenes, eines und das andere; seine Totalität und Vollkommenheit ist noch nicht erschienen. Auf allen Wegen strebt er auf sich selber zu.

Nur wach ich mit dir rückwärts in die jahre
Vertrauter dir in heimlicherem bund.
Du strahlst mir aus erlauchter ahnen werke
Und weseft wach wie schamvoll auch verhöllt
Im weifesten im frömmsten feher-spruch.
Was über noch so stolzen nachbarn fürstet —
Im blut ein uralt unerhöpftes erbe:
Du wirfst in fristen fruchtend in das all
Ein zuckend lohen eine goldne flut.
Wie muß der tag erst sein — gewähr und hoffen —
Wo du erschienen bist als schleierlöser
Du geist der heiligen jugend unseres Volks!

Und heute lebt die Hoffnung auf diesen Geist in der Jugend. Schon heute trägt diese die große Linie des Geschehens in das Kommende hinein — und auch darüber hinaus. Darum sei sie dem Zeitenschicksal geistig gewachsen.

Auf neue tafeln schreibt der neue stand:
Laßt greise des erworbenen guts sich freuen
Das ferne weitem reicht nicht an ihr ohr.
Doch alle jugend sollt ihr klaven nennen
Die heut mit weichen klängen sich betäubt
Mit rosenketten überm abgrund fändelt.
Ihr sollt das morsche aus dem munde spein
Gemäß in schritt und klang der nahen Wal.

Die deutsche Jugend vom hohen Meißner und von Lange- mark, die heute auf den Universitäten hungert und auf deutsche Zukunft hofft — sie ist dieser Worte nicht unwürdig gewesen. Ihre innere Freiheit ist nicht zuchtlose Verströmung; ihr ziemt Glaube, lebendige Bindung und Ehrfurcht; armselig sind die, welche vermeinen, Skepsis und vornehme Lässigkeit sei edler — Abwarten und Reserve dem gegenüber sicherer, das doch nicht in Zweifel gezogen werden darf, wenn Leben zur Reinheit und Kraft erhöht werden soll.

Ihr seid bekennen mir all-offnem blick
Opfer bekrängt das freie haar im wind . . .
Glend sind sie die eures bandes spotten
Die auf euch starren und in eignen fesseln
Sich lieber quälen als dem sprenger danken . . .
Der bangste zwang nicht freiheit ist ihr zweifel
Und mißform müdigkeit und lähme . . . Glaube
Ist kraft von blut ist kraft des schönen lebens.

Das ist schon das Unterpfand des endlichen Sieges, in dem der deutschen Jugend Tod verschlungen ist. Sie ist in Fesseln frei, und der Glaube an den Geist wird diese schließlich zerbrechen. Lebt das Leben! Seid das Fleisch, in dem Deutschland fortlebt, seid frei und licht und lebendig — was heißt dann noch alles Neufere? Das kann dafür keinen Ernst geben und kann dawider keinen letzten Widerstand leisten. Das Leben ist sich selbst Hemmung und Befreiung, Tod und Auferstehung, Stufe

und Vollendung. Kommt es zu sich selbst, so kann nichts seinen Triumph aufhalten.

So will der fug: von außen kommt kein feind . . .
Wird er bedurft müßt ihr aus euch ihn schaffen
Den fremden schaden aber ruft getrost:
Demmt uns! untillgbar ist das wort das blüht.
Hört uns! nehmt an! trotz eurer gunst: es blüht —
Lebt an uns mord und reicher blüht was blüht!

F. W. Beck / Die Grafen von Zimbern-Möpfkirch-Wildenstein.

Möpfkirch, das oberbadische Amtstädtchen an der Abspach, ist wahrlich die geringste nicht unter den Wiegen des deutschen Schrifttums. Denn hier, im alten Schlosse, ist das Kleinod entstanden, das unter dem Namen der „Zimmerischen Chronik“ jetzt berühmt zu werden beginnt. Man fand in einer kurzen Arbeit ebensowenig ihren überreichen Inhalt schildern, wie etwa jenen des großen germanischen Museums im alten Dominikanerkloster zu Nürnberg. Diese „Historien“ — denn so und nicht „Chronik“ nannten ihr Werk seine Verfasser — sind eben selbst ein geschriebenes Nationalmuseum deutscher Kulturgeschichte, speziell für uns Südwestdeutsche. Das Stoffgebiet der Chronik reicht freilich weit über die schwäbisch-alemannischen Gaue hinaus, denn es schiebt seine Ausläufer auch nach Frankreich und Belgien, gelegentlich nach Italien und selbst dem heiligen Lande, vor, umfaßt beinahe das gesamte übrige Deutschland im eigentlichen Sinne, hört aber ungefähr da auf, wo das heutige sogenannte Ostelbien beginnt. In den vier umfangreichen Bänden der Originalausgabe (besorgt von Dr. K. A. Barad, 2. Aufl., Freiburg 1884) findet sich das Wörtchen „Berlin“, das heute so viel besagt, nur ein einziges Mal, aber auch da soll es bezeichnenderweise nicht etwa ein kurfürstliches Residenzstädtchen an der ehemals slawischen Spree, sondern ein uralemannisches „Bärlein“ bedeuten, das es zu einem Dokortitel und einer kurmainzischen Botschaftertätigkeit gebracht hat. Das sollte man endlich einmal begreifen, daß für das schwäbisch-alemannische Mittelalter diese Chronik die Rolle eines Herodot und Boccaccio zugleich, in manchem Sinne selbst eines Homer spielt. Seine Verfasser haben sich nicht in eine an sich nicht übermäßig abwechslungsreiche Familiengeschichte eingesponnen, sondern sie haben im Gegenteil diese beengende Puppenhülle zersprengt und nun, wie frei gewordene Schmetterlinge, den ganzen Blütenflor mittelalterlicher Kultur und Aukultur abgesehen, den Nektar davon schriftstellerisch verarbeitet und für die Nachwelt geborgen. Dieses Wunderwerk anregender und ergößlicher Sammlerkunst war für das ganze Geschlecht der Freiherren und späteren Grafen von Zimbern ihres Daseins eigentliche Erfüllung und Frucht, denn bald nach dem 1566 erfolgten Abschluß ihrer „Historien“ erlöscht auch ihr Mannesstamm und Namen.

Ihre Herkunft leiteten sie von einem versprengten Häuflein ab, das 101 v. Chr. aus der furchtbaren Cimbrienschlacht auf den raudischen Feldern bei Verceil glücklich entronnen, sich schließlich im Ursprungsgebiet des Neckars niedergelassen haben soll. Richtia ist allerdings, daß im oberbadisch-württembergischen Grenzbezirk sich nicht wenige Schlösser, Burgwälle und Dörfer befanden und zum Teil noch vorfinden, die alle mit Zimmern oder Zimbern zusammenhängen. Zimmern selbst, dann Heiligenzimmern, Nottenzimmern, Zimmern im Löschle, Herrenzimmern, Kleinzimmern, Hohenzimmern, Zimmern am Zollern, Waldzimmern, Spitalzimmern usw. Die Ruine Herrenzimmern, zwei Stunden von Rotweil entfernt, war der Stammsitz der Freiherren, die um 1100 urkundlich hervortreten. In den ersten drei Jahrhunderten ihres geschichtlichen Daseins haben sie freilich nichts geleistet, was sie vor anderen Ritterfamilien irgendwie auszeichnen würde. Sie haben in Reichskriegen, Ritterhändeln und Spänen mit den Städten Heeresfolge geleistet, dabei einige Angehörige verloren, an Reichsversammlungen teilgenommen, fromme Stiftungen für Klöster gemacht, Grundstücke erworben und verkauft, mit adeligen Frauen eheliche und mit den Töchtern der Bayern uneheliche Kinder gezeugt, in den Turnieren Lanzen gestochen, ihre überzähligen Söhne und Töchter möglichst in reiche Klöster abgeschoben und sonst noch alles getrieben, was ritterlicher Herren Brauch war. Im allgemeinen haben sie sich an den Wahlspruch der mit ihnen eng verknüpften Werdener gehalten: „Ach Gott, durch deine guete — Bescheer uns roch, manil und hunte — dazu roß und saiste rinder — Schöne frauen und noch mehr kinder!“ Im großen Kreuzzug unter Gottfried v. Bouillon sind von den zehn Söhnen des Freiherrn Gottfried von Zimbern 1097 bei Nicaea zwei von den Selbschuden erschlagen und der dritte schwer verwundet worden. Unter Kaiser Heinrich IV. hat ihnen einmal Herzog Berthold von Zähringen das Schloß und Städtlein Herrenzimmern samt allen umliegenden Dörfern und Flecken ganz elendiglich beraubt und verbrannt.

Die Tage des Glanzes beginnen mit Wernher, dem

älteren von Zimmern († 1385 „bei den hundert jahren alt“), der durch Heirat und Erbvertrag die große Herrschaft Möpfkirch an sich bringt. Mit seinem Sohn Johannes taucht dann ein richtiger Originalkainz in der Ahnenreihe auf. In seiner Jugend ward er „umb der ungewöhnlichen lenge und sterke willen der Lapp von Zimbern gehaissen“. Interessant auch für den Sprachforscher, denn heutzutage pflegt man umgekehrt um geistiger Schwäche willen also benamset zu werden. Selbst in jener abergläubischen Zeit wußte er noch aufzufallen. „Herr Johannes freiherr von Zimbern hat gar vil feltzamer eigenschafft und gewonehalten an im gehabt.“ Wenn sein Pferd mit dem linken Fuße zuerst aus dem Stall trat, ließ er es wieder in denselben hineinziehen. Und wenn ihm selbst ein hinkender Mensch oder gar ein Hase über den Weg lief, kehrte der riesige Ritter schleunigst um und verließ am gleichen Tage die häusliche Schwelle nicht mehr. Genau so, wie sich vier Jahrhunderte später der etwas berühmtere Arthur Schopenhauer bei ähnlichen Anlässen vorsichtigerweise zu verhalten pflegte. Daneben war er aber doch ein wahrer Speischer an Lebenslust, der sich in seiner Jugend „vor andern in weltlicher pracht und wollust verzert“ und lustige Schabernackspässe immer als seines Lebens Hauptwürze betrachtet hat. Er hat „alle eerliche kurzweil und gut schwenk leiden mögen, und so im etwas schimpflichs begegnet, hat ers wol zugut aufgenommen“. Johannes von Zimbern hat mit den Bayern des Dorfes Wittershausen, die als besonders listig, geschick und geschwind galten, förmliche Turniere von gegenseitigen Pöffenchwänken durchgeführt. Selbst dem damals noch sehr mächtigen Oberhaupt des hl. römischen Reiches teuflicher Nation hat er einmal mit einem seiner bizarren Einfälle einen Begriff von der Bedeutung seiner Person beigebracht. Papst Johannes XXIII. war 1415 vom Konstanzer Konzil abgesetzt worden und in deutschen Landen sang man allenthalben: „Christ ist erstanden — Papst Johannes ist us den landen —, dek sollen wir alle fro sein — das wir des böswichts los sein. Kirieeleison.“ Da hielt, von Konstanz herkommend, Kaiser Sigismund seinen feierlichen Einzug in dem freiherrlich zimmerischen Residenzstädtchen Möpfkirch. Der „Lapp von Zimbern“ sah dabei mit Späßen unter dem Hut an einem Tisch vor dem Angertor und ließ das Reichsoberhaupt ruhig an sich vorbeitreten. Erst als der Kaiser verwundert fragen läßt, was das zu bedeuten habe, zieht er seinen Hut, bückt sich bis auf die Knie und erklärt, daß er mit seinem Verhalten nur habe anzeigen wollen, daß er ein freier Herr und weder Ihrer Majestät, noch sonst jemanden durch Pflicht, Gelübde oder Leben verbunden sei. Benützt auch die Gelegenheit, um sich von dem Kaiser die alten Regalien und Freibriefe des Geschlechts wieder erneuern zu lassen. Absonderlich, wie er gelebt, ist er auch gestorben. Als er, 91 Jahre alt, von Rotweil nach Möpfkirch reiten (!) wollte, traf ihn ein Hufschlag gegen das Bein, und die Wunde verschlimmerte sich so, daß er schließlich sterben mußte. Da ließ er sich in ein „Klains unachtbars pfisterstüblin“ tragen, die letzten Sakramente reichen und dann den Erdboden mit Urse überfüen. Dann wurde er, auf sein Geheiß auf diesen und ihm der gewohnte Panzer als Kissen unter das Haupt gelegt, und „also name er mit großer reu über seine sündt ain vernunftigs und sonderzweifel ain selligs ende anno domini 1441.“

Nach seinem Tode wurde der zimmerische Besitz unter seine zwei Enkel geteilt. Wernher, der Jüngere, erhielt die Herrschaft Möpfkirch-Wildenstein, Gottfried aber die Herrschaft Zimmern vorm Wald, d. h. die Gegend um Rotweil und Oberndorf. Wernher hatte von dem Großvater zwar nicht des Lebens lustig führen, wohl aber die Statur geerbt. „Einer ungleuplichen großen sterki ist er gewesen, dann er ein in des gemain Hufeisen mit beiden henden schlichten mögen.“ Er war einige Jahre Rat des Grafen Ludwig von Württemberg und hat dort gelegentlich die Rolle des mächtigen „Staatsmannes“ gespielt. Als einmal die Bürger von Weil den Forstmeister des Württembergers prügelten und der rappelköpfige Graf deshalb die Stadt in der gleichen Nacht noch überfallen wollte, ließ sich sein besonnenener Rat ein brennendes Licht bringen und leuchtete damit allenthalben im Gemache umher. Und auf die ungeduldige Frage des Grafen, was er damit bezwecken wolle, „hat Herr Wernher geantwurt, er such ainem kaltstunigen Herrn, den er

doch mit finden finde". Für seine Meßkircher hat Bernher väterlich gesorgt und alles getan, um unverbesserlichen Sausgurgeln das Laster des täglichen Frischschoppens zu verleiden. Als einmal auf dem Markte ein Faschnachtspiel aufgeführt wurde, wie man einen alten Mann verjüngt, und die Mitspielenden „mit dem alten man ganz grob und unverschämt umgegangen, nämlich ime die alten peccatores ußhieben und anderes“, da wollte Herr Bernher die Schuldigen gleich in den Turm legen, weil solche Handlungen wieder die gute deutsche Zucht und Sitte wären. Die neuen, fremden Kleidermoden haßte er und ließ sie auch bei den Seinigen nicht aufkommen. „In somma, es ist Herr Bernher der rechten theueren alten Schwaben einer gewesen, der sich in allem seinem thun und lassen der alten manier beflissen.“ Trotz seiner großen Gottesfürchtigkeit kam er aber nach dem Tode seiner Gemahlin, einer Gräfin von Kirchberg, in starken Verdacht mit der Witwe des Herzogs Albrecht von Oesterreich, einer Pfalzgräfinstochter, welche in Rottenburg a. Neckar Widumstz und Hofhaltung hatte und dort, schonend ausgedrückt, die Rolle der lustigen Witwe spielte. Die Chronik, welche sonst auch der eigenen Familie gegenüber rückhaltlos offen und ganz unmodern freimütig ist, sucht ihn hierin zu entlasten. Als dieser Schwabe von altem Schrot und Korn 1483 auf den Tod darniederlag, ließ er sich noch Feder und Papier bringen und schrieb seinem Sohn Johannes Bernher zu „ainer Lehr und underrichtung“ einige Punkte auf, von denen der nachfolgende auch außerhalb Meßkirchs beherzigenswert sein dürfte: „Item, du solt dich hueten vor dem krieg, man sîcht im das haupt wol, aber nit die fueß!“

Mit Johannes Bernher, dem Älteren, tritt dann seiner Renaissancehoffung nach italienischem Muster an Stelle mittelalterlich schwäbischen Ritterbrauchs. Johannes Bernher hat zu Freiburg und Wien und dann zwei Jahre auch zu Bologna studiert. In Astronomie, Geometrie und den mathematischen Künsten war er allen „seines standts dozumal in teutischer nation“ voran, auf allen damals gebräuchlichen Musikinstrumenten geübt, in beiden Rechten und den alten Poeten und Geschichtsschreibern zu Hause. Letztere pflegte er in seinen Musestunden zu seiner Kurzweil stückweise zu verdeutschern. Später ließ er sich auch, da die Buchdruckerkunst als ein „neu inventum“ damals noch keinen rechten Fortgang nahm, durch den Pfaffenborfer Bürger Gabriel Bindenast eine kleine außerwählte Bücherei zusammenschreiben. Bei dem umfangreichen Wissen und Können Johann Bernhers ist es auch nicht weiter auffallend, daß er schon in jungen Jahren zu Innsbruck Rat am Hofe Sigmunds, des Herzogs von Tirol und Vorderösterreich, wurde. Von Innsbruck aus unternahm er 1483 eine Fahrt ins heilige Land und wurde auf dem Berge Sion im Auftrage Kaiser Friedrichs IV. zum Ritter vom heiligen Grabe geschlagen. Aber: „Herrengunst, Aprilenwetter — Frauwengemuet und rosenbläuter — Ross“, wüßtel und federstipp — Berkern sich oft, wer's merken will“, sagt die Chronik. Johannes Bernher wurde später beim Kaiser Friedrich ange schwärzt, den Herzog Sigmund, verschuldeten Andenkens, wider jenen aufgewiegelt und auch einen kaiserlichen Abgesandten auf offener Reichsstraße wörtlich und tötlich beleidigt zu haben. Darauf wurde er 1488 ungehört in des Reiches Rät und Aberacht getan und seine Güter im Sequesterwege an den „leihen“ Verwandten und Demunzianten, Grafen Hugo von Werdenberg, gegeben. Landesflüchtig geworden, fand er eine Zufluchtsstätte am Hofe des Herzogs Albrecht von Bayern. Johannes Bernher hat auch viel mit Alchemie sich beschäftigt und war ein „beruemüter nigromanta“. Als er aber 1495 in München unvermutet von der Pest ergriffen wurde, „da merkte er den betrug und die list des bösen feindts aller menschen“ und ließ die schwarzkünstlerischen Bücher und Traktate, welche er mit großen Kosten zu Venedig und anderswo erworben hatte, in seinem Weisheit verbrennen und hat auch seine Diener um Gottes willen seine Söhne vor diesen Künsten zu warnen.

Sein Sohn Johann Bernher, der Jüngere (1480 bis 1548) eroberte 1503 Meßkirch durch Handstreich, erhielt später auch vom Kaiser beide Herrschaften wieder in Gnaden zurück, war aber nicht imstande, den Vermögensrückgang des Gesamtortes aufzuhalten und seine Güter mit Nutzen zu verwalten. Meßkirch, de. zu jener Zeit, durch Ringmauern eingegengt, kaum zweitausend Einwohner gezählt haben mag, soll unter ihm zu einem kleinen Sodom und Gomorra geworden sein. Die Frage der öffentlichen Häuser ist dort in einer Weise gelöst worden, die heute die höchste Mißbilligung aller Sittlichkeitsvereine finden würde. „Bei zekten aber und regierung Herr Johann Bernhers des jüngern do ist ain sollich verwegnes und frech weßer bei etlichen weibsbildern zu Meßkirch worden, daß die armen huren im frauenhaus sich nit mer erneren kunden, sondern haben ir haus sampt der muetter verlassen und haben ein fakennellin an ain stecken gepunden, damit sein sie mit flegendem sendlin ußer der stat gezogen.“

Mit Wilhelm Bernher (1485–1575), dem jüngsten Sohne Johann Bernhers des Älteren, stoßen wir bereits auf

einen der Verfasser der Chronik, wenn auch dem Anfange nach, nicht den wichtigsten. Er war langjähriger Beisitzer am Hofgericht zu Rottweil und Reichskammergericht zu Speyer und 1548 wurde ihm des letzteren Stab, also das höchste Richteramt des hl. römischen Reiches teutischer Nation, anvertraut. Dabei war dieser Reichskammerrichter ein grundgelehrtes Haus und unermüdet wissenschaftlich tätig. Er hat schon in Speyer und später auf seinem Schlosse zu Herrenzimmern eine berühmte „Wunderkammer“, d. h. ein naturwissenschaftliches Raritätenkabinet, besessen und in seinem langen Leben eine Chronik nicht nur des Erzbistums Mainz, sondern auch von zwölf seiner Suffraganbistümer geschrieben und außerdem noch eine große Anzahl kleinerer Werke über Geschlechter-, Wappen- und Siegelkunde, sowie über Geschichte abgefaßt. Als 1538 das Geschlecht von Kaiser Karl V. in den Grafenstand erhoben wurde, lagte Wilhelm Bernher seine Brüder nur aus und nannte sich spottweise „graf Micheln von Klain-Egypten, einem Zigeuner nach, der also vor jaren wolt gehalten sein“.

Im ansehnlichen Barockbau der Stadtkirche zu Meßkirch sind zwei wundervolle Grabdenkmäler, Erzeugnisse deutsch-mittelalterlichen Erzusses, zu finden. Das erste zeigt einen Rittersmann im vollen Harnisch, der, mit der Stadt Jerusalem als Hintergrund, vor einem Kreuzifix kniet. Es ist Wilhelm († 1594), der letzte Endspieß derer von Zimbern-Meßkirch-Wildenstein. Die ganz einzigartige Relieffigur des Rittersmannes auf dem zweiten Epitaphium aber, der mit den Beinen zwischen den Pfanken eines gefauerten Miniaturlöwen steht, stellt den Grafen Gottfried Bernher von Zimbern (1484 bis 1554) dar, den mittleren der Söhne des geachteten „Schwarzkünstlers“. Diese machtvolle Eisengestalt, bei der nur ein Teil des Gesichts mit seltsam trockigen Zügen und fast grimmigen Augen aus dem geöffneten Helmvissier hervortritt, wird seiner so leichtlich vergessen. Von diesem Gottfried Bernher wird man es der Chronik ohne weiteres glauben, daß er ein „wunderbarlich und seltsamer herr“, aber „hohen verstandes“ und von „herrlicher person“ gewesen sei. Er war des Geschlechtes größter Dichter, aber wahrlich nicht sein Geschichtsschreiber. Aus den alten Pergamenturkunden seines Stammes, glücklichweise erst nachdem sie abgeschrieben waren, soll er — Peim und die alten Turnierrüstungen und kunstvollen Kürasse der Familie ließ er als altes Eisen zerhacken. Aber was von seinen Dichtungen in der Chronik wiedergegeben ist, gibt den Kennern als poetische Perlen. Mit seiner Gattin, einer Gräfin von Henneberg, die ihm zwei Töchter schenkte, lebte er, der Vater von 8 Bastardkindern, in Unfrieden. Schon 12 Jahre vor seinem Ende erlitt er einen Schlaganfall mit Doppelsehen, der dauernde Neizbarkeit zurückließ. Als Bauherr erfreute er sich keines guten Rufes. Am alten Meßkircher Schlosse verdarb er so viel, daß selbst die Seinigen ein verpfändetes Werk einen „zimbrischen bau“ nannten. Aber das Verdienst kann ihm niemand bestreiten, daß er wenigstens der alten Bergfestung Wildenstein mit einem Kostenaufwand von weit über 40 000 Gulden die Gestalt gegeben hat, welche sie die Stürme des Dreißigjährigen Krieges hat überdauern lassen. Wer dort oben auf felsenumstarrter Höhe, 811 Meter über dem Spiegel des Weltmeeres, durch diese unverfälscht mittelalterlichen Gemäße, Kammern und Speicher gewandert ist, wer die künstlerisch wertvolle Burgkapelle gesehen und vom Fensterbüh der alten Wirtsstube aus einen niemals wieder zu vergeßenden Blick hinab hat tun dürfen in das herrliche Donautal, der wird es auch Gottfried Bernher nicht vergessen, daß er dieser Perle unter allen heutigen Fürstenbergischen Besitzkümern den Stempel seines Geistes aufgedrückt hat. Hier in der „Kommandantenwohnung“ hatte er seinen Lieblingsstüb; hier las er auch, wenn er zechte, seinen Kumpanen die Verse seines Heldenliedes vom Dietrich von Bern vor, das leider verloren ist. Hier oben hatte er selbst Steinachtliche Visionen. Er meinte in dieser Fortschrittswelt „wurde auch die Kunst für den todt, das man nit sterben muess oder doch das man deßter lenger lepte, noch erfinden werden, aber erst nach seinem absterben, das er deren nit auch genießen megte“. Selbst im Grabe konnte dieser unruhige Geist, der einmal in Nürnberg, dann wieder in Venedig und schließlich im Bernhardskloster auf dem Gotthard ein Plätzlein suchen wollte, da er schlafen und sein Leben in Frieden beschließen konnte, die Ruhe nicht finden. Sein „Genuß ist noch mehrere Jahre lang im Meßkircher Schlosse, in der „cammer der edlen jungkfraven“, allerdings „ohne nachtail“ aufgetaucht. Freilich nicht in der edlen kriegerischen Gestalt, in der im Hamlet der Geist des begrabenen Dänemark über die Bühne schreitet. „Af ain zeit, als es ganz hell vom mondschein in der cammer, ist er auch kommen, hat ein weisse schlaffhauben uffgehapt, einen weissen bart, und dann einen langen, gruen nachtblatz“.

Dieser Graf Gottfried Bernher hat es 1533 als Herr zu Oberndorf in amtlicher Eigenschaft auch mit dem Teufel von Schiltach zu tun bekommen, der damals in den deutschen Landen viel mehr Schrecken und weit weniger Heiterkeit erregte, als 1893 in Bayern der Teufel von Wemding. Jener spezifisch

Kinzigtälerrische Lokalkensel hatte einer Wirtsköchin in Schiltach, mit der er als Infubus befreundet war, einen „Fasen voller wußts“ gegeben, mit dem Geheiß ihn umzuschütten, denn wenn sie das tue, werde dies „Haus und die statt gleich darauf an und in den grundt abbrennen.“ Kaum lag denn auch der „wußt“ auf dem Speicherboden, als auch schon die wabernde Bohle an der gelehrigen Schülerin des böien Geistes emporstiege. Zum Glück erwählte diese einen reisefertig dastehenden Besen, auf welchem sie, von den Menschen ungesehen, durch die Rüste nach dem drei Stunden entfernten Oberndorf ritt. In Schiltach war aber inzwischen, am Gründonnerstag 1533, die furchtbare Feuersbrunst ausgebrochen, „in dero das ganz stette bis anain Haus in wenig stunden abbronnen.“ Der berühmte Erasmus von Rotterdam schrieb damals, nach dem großen Brandunglück, an einen gelehrten Freund: „Non licet sapientiae tuae vulgi fabulas narrare.“ Graf Gottfried Werner aber, obwohl sonst ein sehr milder Richter, dachte in Malefizsachen anders über die Vox populi. Er ließ als Gerichtsherr zu Oberndorf die junge Hexe gefänglich einziehen, peinlich beklagen und schließlich verbrennen. Dadurch ist damals in ganz Deutschland der „Teufel von Schiltach“ sprichwörtlich für eine ganz schreckliche Tat geworden.

Graf Froben Christoph von Zimmern (1510—1568), der mittlere Sohn Johann Werners des Jüngeren, hat schließlich nach dem Tode seines Oheims Gottfried Werner mit dem zimmerischen Secretarius Hans Mueller († zirka 1600) die Hauptmasse der Chronik verfaßt. Er hat auch, als sehr geschäftskluger Herr, den alten Glanz des Hauses noch einmal kurz aufleuchten lassen. Froben Christoph ist auf dem Schlosse seines mütterlichen Großvaters Philipp Echter von Mespelbrunn im

Speffart mit einer „Westerhauben“ (Glückshaube) geboren worden, und auf Rat des Ritters Froben von Hutten wurden Koblen und Würfel zur Glückshaube gelegt, damit der Junge ein Spieler und wilder, abenteueriger fränkischer Reitermann werde, also wolle man mit ihm zufrieden sein. Aber der „aber“ glaub der menschlichen kund nichts wurten, dann dieser jung herr, wie er zu seinen Tagen kommen, kaimem spill oder reuterei nie nachgefragt und sich deren beladen.“ Er studierte zunächst in Tübingen, dann zwei Jahre zu Bourges, und zwei weitere in Löwen, und ist auch später noch wiederholt in Frankreich (Paris, Tours, Angers) und Belgien gewesen und weiß von dort gar viel sittengeichtlich Wichtiges zu berichten. Als Studiengenosse hat ihn zunächst sein älterer Bruder Johann Christoph (1542 Domdekan in Straßburg), später sein jüngerer, Gottfried Christoph († 1570 als Domherr zu Konstanz), begleitet. Johann Christoph konnte schon als Student auf eine merkwürdige Geschichte zurückblicken, wie man damals mit 15 (!) Jahren Inhaber einer Straßburger Domherrnpründe werden konnte. Der verlangten Probe von 32 freiherrlichen Ahnen war das junge Herrlein, dank der genealogischen Verschlagenheit von Onkel Reichskammergerichtsaffessor, zunächst gewachsen. Aber am Domstift saßen damals keine alten Abgänger, sondern lauter rüstige Fürsten und Grafen. Doch Papa Johannes Werner wußte Rat. Am leichtesten war noch mit dem Domherrn Grafen Christoph von Werdenberg zu verhandeln, der neben dem Straßburger noch zwei prächtige Kanonikate an den Hochstiften zu Würzburg und Bamberg innehatte und in Straßburg eine Konkubine besaß. Das hat schließlich „das rößlin laufen gemacht, denn der wurden die hende wol gefalbet mit goldinen ringen und anderem.“

Walter Berg / Der Schwarzwälder Ofen. / Eine kaustische Blanderei.

Unser krautes, wetterbraunes Schwarzwaldhaus mit seinem mächtigen, moosbewachsenen Strohdach, unter dessen Obhut Mensch und Tier nachbarlich zusammenhausen — wie wunderbar paßt es doch hinein in die Landschaft mit ihren erntesten Tannen und smaragdnen Wiesen und Weiden, mit ihren murmelnden Bächen und stillen Weihern! Mit seiner Rückseite an den Berghang geschmiegt, steht es da, von dem auf untermauertem, breitem Fahrwege, der sogenannten Einfahr, Heu- und Fruchtwagen unmittelbar in die geräumige Scheuer hineingeführt werden können. Vorn, unter dem Schutze des sich weit vorwölbenden Daches, ist ein freier Raum, in der Sprache unserer Wälder der „Schild“, der zur Aufbewahrung von allerlei Haus- und Arbeitsgerät dient. Neben ihm, meist sorgsam im Schutze von Dach und Wand angebracht, damit er zur rauhen Winterszeit nicht einfriere, steht der Brunnen in der sogenannten „Laube“. Und wie behaglich empfängt dich, wenn du ins Haus getreten bist, die niedere, einfache Stube! Eine Holzbank zieht sich an den Wänden entlang. Vor ihr steht auf gekreuzten Beinen der Tisch mit großen Schubläden. Trotz der zahlreichen kleinen Fenster herrscht hier nur ein gedämpftes Licht. An den Wänden hängen ein paar Bilder von Angehörigen und Freunden, ein paar bunte Farbendrücke, welche die Muttergottes, den Heiland oder Heilige darstellen, unter Glas und Rahmen vielleicht auch das Sträußlein und der Hochzeitskranz, den Bur und Birei einst trugen, und in einer Ecke, im „Herrgottswinkel“, ist ein blumengeschmücktes oder grünbetränktes Kreuzifix mit dem Erlöser angebracht, darunter der kleine Kessel mit geweihtem Wasser.

Das Hauptstück der Stube aber, das durch seine Mächtigkeit sofort ins Auge fällt, ist der gewaltige, aus dunkeln Kacheln gefügte Ofen, die „Kunst“, unter der Stubendecke von einem Holzgestell zum Trocknen von Kleidern umgeben, während sich unten, fest mit ihm verbunden, die aus Kacheln oder Steinplatten erbauten, meist auch steingedeckten Ofenbänke befinden. Die „Kunst“ ist recht eigentlich der Mittelpunkt des häuerlichen Familienlebens. Lassen wir zu seinem Lobe den gemütvollen Schilderer des Schwarzwalds, unsern Scheffel reden, der in seinen Reisebriefen vom Ofen im Hohenhause plaudert. „Die Ofenbank“, sagt er da, „heißt nicht umsonst die Kunst oder Choufcht. Auf ihr liegt der Wälder der edlen und freien Kunst des Nichtstuns und Schnapstrinkens ob, auf ihr brütet er seine feinsten Pfiffe und Schliche aus, auf ihr träumt er seine schönsten Träume...“ Adolf Stahr in seinen Pariser Briefen behauptet zwar: „Der Ofen ist Prosa und nur der Kamin ist Poesie.“ aber ein Winteraufenthalt zu Herrischried im Wald würde ihn vielleicht belehren, daß noch mancherlei irdische Dinge seinen Kategorien nicht vollkommen adäquat sind, daß unter anderm auch hier in behaglicher Ofenwärme reale Poesie sprießt. Hier summen wie die Mäden viel gute Gedanken um den Wälder Träumer, hier liegt der „Hans Jörg“ „de lange Weg überem Ofen“ und stützt sein Haupt mit dem Ellenbogen; hier schwebt die Erinnerung an sein „bunderschießiges Mäidli.“ ans Breneli mit den kastanienbraunen Zöpfen, um ihn, und er macht den Schlacht-

plan, wie er das nächste Mal schlauer zu ihr zu „Ritt“ gehen will, daß es niemand im Dorf merkt, und wie er auch einen handfesten Prügel mitnehmen will, um dem Nebenbuhler, wenn er ihm wieder am Weg steht, Red und Antwort zu geben. Hier sitzt — denn die Ofenbank ist hierarchisch abgegliedert — am besten Platz der Alti und „schnäzlet seinen Tubat“, und wenn der Lichtspan angezündet dann rücken die Frauenzimmer („Wyberdölker“ heißt eigentlich der Hauensteiner seine Damen) — „s Chlingi und s Anne Väbi und s Marei / Mit de Chunkle ans Liecht, und spanne d' Saite und striche / Mitten Schwärtili s Rad und zupfen enander am Ermel,“ und dann wird am Großvater gebettelt, daß er was Schönes erzähle, und wenn der Alte s Pissli mit Bedacht gefüllt und am Lichtspan angebrannt hat, dann läßt er sich auch bewegen und erzählt ihnen eine jener wunderfamen Geschichten vom „Karsinkel“ oder vom „Stathalter zu Schoppsheim“, die Hebel so getreu und wahr der Dunkelstube abgelauscht hat — oder er weiß von schlimmen Tagen, „Pestilenz und Kriegsläufte“ zu berichten, und was schon längst im Winterfrost der Zeiten erfroren und begraben lag, das wird am Wälder Ofen wieder zum neuen Leben erwärmt — Lebenserfahrungen, Sagen, Lieder — und sie merken erst, wenn der Wächter draußen Mitternacht ruft, daß es schon Zeit zum Heimgehen ist.“

Wenn auch das anmutige Bild, das uns hier der Dichter entrollt, der Vergangenheit angehört, so paßt es, abgesehen von einigen Veränderungen, welche die neue Zeit gebracht hat, im großen und ganzen doch noch in die Gegenwart. Immer noch ist die „Kunst“ nicht bloß im Hauensteiner Ländle, sondern überall im lieben Schwarzwald ein überaus wichtiges Stück des sozialen Lebens. Gar manchem klingt das Wort „Kunst“ wunderbarlich in den Ohren und er fragt sich, was denn die Kunst mit einem solchen Ungetüm von Ofen zu tun haben könne. Und so ist denn auch jemand auf die folgende Erklärung verfallen. Sie findet sich in Halters „Volks- und Wirtschaftsgeschichte des Schulkreises Waldshut.“ Darin wird auf Seite 24 gesagt: „Eine Wand der Stube wurde nahe ans Herdfeuer gesetzt und erhielt eine Öffnung, durch die im Winter die Wärme einströmen konnte. Es ist anzunehmen, daß sich die Veränderung zu einer Zeit vollzog, wo man die Heizungsanlagen der Römer noch kannte, vielleicht durch eigene Anschauung, wahrscheinlich aber durch die zurückgebliebenen Keltoromanen, die diese Einrichtung mit der alten Bezeichnung dafür in ihren Häusern beibehalten hatten. Die Bezeichnung „Kunst“ für die ersten Heizungsanlagen unserer Häuser bringt uns zu dem Schluß. Mundartlich ist sie nämlich in den hintersten Teilen unseres Gebietes heute noch die „Kunst“, auf dem Hohenwalde sogar noch die „Kauft“, dort freilich „Chauft“ gesprochen. Und Kauft und Kunst dürften vulgärlateinische Formen zur Bezeichnung der römischen Hypokausten sein, diesen (?) Heizungsanlagen, die man hätte (?) über den Alpen nicht nur in den Bädern, sondern auch in den Wohnräumen, und da auch für die Heizung des Bodens hatte, wie das bestimmt nachgewiesen ist. Man ahnte diese Hypokausten nach und erhielt den warmen Stein — anfänglich wohl nur in geringer Er-

hebung über dem Boden — auf dem man sich denn auch im Winter auf der Bärenhaut dehnen konnte.“

Ich fürchte, daß jemand diese schöne Erklärung der Entstehung des Wortes „Kunst“ glauben könnte. Dem möchte ich vorbeugen. Sie ist in Wahrheit nichts als Phantasie. Aus dem Worte Hypokaust kann nie und nimmer ein Lehnwort „Kunst“, mundartlich „Kust, Kauft oder Choust“ gebildet werden. Das griechisch-römische Hypokaustum war ein gewölbter, hohler Raum unter dem Fußboden des Zimmers, in den die Hitze aus der Hypokaustis einströmte. Die Hypokaustis aber bedeutet „Heizung von unten“; sie war ein in die Länge geführter, kanalartiger Ofen. Die hier erzeugte Hitze erwärmte die Luft des Hypokaustums, und diese Warmluft wurde durch Röhren aufgefunden und nach dem oberen Stode geleitet. Von dieser Art der Heizung ist aber bei der „Kunst“ keine Rede. Darum kann das Wort auch nicht eine „vulgärlateinische Form zur Bezeichnung des Hypokaustums“ sein. Man sieht sofort, daß das Charakteristische des antiken Heizverfahrens nicht in dem zweiten Teile des Wortes, caustum, angedrückt ist, sondern in dem ersten Teile, hypo, das „unten“ oder „von unten“ heißt. Dann kann aber gerade dieser Bestandteil hypo bei einer Eindeutschung des Wortes nicht unverändert geblieben sein.

Die Sache liegt vielmehr ganz einfach. Das Wort „Kunst“ ist nichts anderes als unser gutes, altes Wort Kunst schlechthin. Der Entbender der Ableitung des Wortes „Kunst“ von Hypokaustum hat sich offenbar durch die mundartlichen Formen „Kust, Kauft, Choust, Choust“, in denen das n fehlt, bestechen lassen. Diese Formen sind alemannisch. Nun aber herrscht im Alemannischen eine starke Neigung, das inlautende n auszustößen. Beispiele dafür aus den älteren und heutigen Alemannischen sind: niemat (niemand), chascht (kannst).

Gaus (Gans), geschwid (geschwind), eis (eins), feis (leins), Diesten (Diensten), ujir (noch heute schweizerisch und elsässisch üser, izer = unser) u. a. m. Zu Wörtern dieser Art gehört eben auch Choust, Chust (= Kunst). Daß Kunst im Sinne von Kunstgerät, Kunstfache, Kunstwerk gebraucht wird, wie wir ja auch unter Kunstausstellung und Kunsthandel eine Ausstellung von und einen Handel mit Kunstwerken verstehen, ist bekannt. Mit Kunst wird ferner — und wurde schon seit alter Zeit — auch Handwerkszeug als Sammelbegriff bezeichnet. Weiter ist Kunst im Bergwesen besonders entwickelt. Da bezeichnet es z. B. die Maschine; so heißt die Dampfmaschine Dampfkunst, Feuerkunst. Jede Vorrichtung zum Fördern, jede Maschine, durch die eine Last aus der Tiefe gehoben wird, ist eine Kunst. Auch die Maschine zum Ein- und Ausfahren in den und aus dem Schacht heißt Fahrtkunst. Ganz besonders heißt Kunst jede Vorrichtung zum Ausfördern von Erzen, Wasser, Sole usw., so schon im 15. Jahrhundert, aber sicher schon viel früher. Da finden wir die Ausdrücke Wind, Kübel, Eimerkunst, Kunstgestänge, Kunstmeister, Kunststrad, Kunstfett usw. Kunst bedeutet sogar in ganz allgemeinem Sinne Maschinenwesen, Mechanik. Ferner spricht man von Wasserkunst; unter Feuerkunst versteht man z. B. in Nürnberg die Feuerspritze. Endlich bezeichnet man im Appenzeller Lande, also auf alemannischem Sprachgebiet, mit Kunst den Küchenherd, der mit künstlicher Vorrichtung versehen ist, und auch den Tritt von Sandstein am Ofen, der durch das Kochen von der Küche her warm wird, die sogenannte „Kunst in der Stube“. Im Boralbergischen ist Kunst die Kochmaschine im Küchenofen. Auch im Elsaß ist das Wort Kunst in der Bedeutung Herdaufsatz bekannt, und im Schwäbischen ist Kunst der Ofensitz. Nach alledem kann kein Zweifel mehr bestehen, daß die Kunst in den Schwarzwaldstuben nichts anderes als das alte deutsche Wort ist.

Frida Arnold / Weckruf.

Wird stürmt es im innersten Wesen der Welt,
Wühlt in unterirdischen Schächten!
Alles Wirken ist auf Zerstörung gestellt,
Auf Tat von dämonischen Mächten!
Trüb und gramvoll schaut das Leben uns an,
Das Lachen erstirbt auf den Lippen,
Die Menschheit lebt in verderblichem Wahn
Und steuert ihr Schiff in die Klippen!
Ist's doch als wäre die Gottheit taub
Und hörte nicht Klagen noch Flehen;
Sie schweigt zu jedem gewaltfamen Raub,
Sie bleibt stumm bei jedem Vergehen.
Was braut sich zusammen im Kessel der Zeit?
Was gebären die schneidenden Wehen?

Wird uns lehren nur bange Ewigkeit
Den Sinn von allem Geschehen?
Der Mensch fragt ratlos und ruhlos „Warum?“
Setz Geist kann die Lösung nicht finden,
Auch die Wissenden droben sie bleiben stumm
Und wollen uns Wahrheit nicht künden!
Laßt uns rüsten zum Kampf mit göttlicher Kraft
Um der Knechtschaft Fesseln zu lösen,
Zum Sieg über alles was Niedergang schafft,
Zur Vernichtung des machtvollen Bösen!
Und „Hohn um Hohn und Schmach um Schmach“
Wird's tönen von Aller Munde,
Wenn in deutschen Landen gekommen der Tag,
Gekommen die rächende Stunde!

Georg Otto Paul / Gevatter Tod.

Ich bin schon manchen Tod gestorben. Viele Tode. Es liegt das an meinem Beruf, daß ich immer mitsterben muß. Und noch an so einer Art besonderer Zuneigung zwischen Freund Hein und mir. Die Freundschaft ist alt — sie begann bald nach meinen Kinderjahren schon. Erst war sie etwas kühl-beobachtend — mit einem gewissen Mißtrauen untermischt — wir kannten uns eben noch nicht. Aber jetzt sagen wir Du zu einander und verstehen uns. Recht gut. Wir sehen uns meist an Sterbebetten. Aber auch sonst mal, wenn er gerad' Zeit hat.

Ehe jemand stirbt, der mich was angeht, zeigt sich mir immer mein alter Freund und winkt mir mit der Hand zu. Dann weiß ich: jetzt ist es so weit; da gibt es kein Ausweichen mehr.

Ich bin schon manchen Tod gestorben und werde, wenn ich am Leben bleibe, auch noch manchen sterben. Vor Jahren mit dem alten Straßenwärter Hanser im Armenhause; wie lange hatten wir schon auf den Tod gewartet. Und es war halb spassig, halb rührend zu sehen, wie so ein freudig-dankbares Lächeln über des Hansers Züge ging, als Freund Hein endlich ankam. Und wie er ihm lächelnd mit dem Finger drohte: „Du, Gevatterl, Zeit wird's; jetzt wennst nit bald gekommen wärsf . . .“ Da war es schon fertig.

Dann der junge Vater — anno 13 war's wohl — die Frau lag mit dem ersten Buble im Wochenbett. Da mußte er fort, so plötzlich. Mit aller Liebe und Zärtlichkeit auf der Seele. Und mit so vielen herznagenden Sorgen. Das war nicht schön von Freund Hein, und wir haben uns ernstlich darüber erzürnt. Er hat es mir später zu erklären versucht, der Gevatter, warum so und nicht anders. Vielleicht hat er auch recht gehabt. Ganz gewiß hat er's gut gemeint. Er hat halt ein schwieriges, verantwortliches Amt. Und wenn er uns auch oft recht weh getan hat — und wahrhaftig, das hat er — ich glaub' doch fast, dann lag es mehr an uns als an ihm. Und ich weiß, ihm schlägt in seinem mageren Knochenkasten so ein grundtiefes, gutes Herzerl, daß mir die Nackenhaare aufstehen, wenn die Menschen in ihrer Engsichtigkeit so auf ihn schelten. Oft haben wir zusammen gelacht und geweint, daß die dummen Leute sich so vor ihm fürchten. Das kommt halt daher, daß die meisten bloß einmal sterben; drum haben sie keine Übung. Keine Erfahrung.

Neulich ist er zu mir selber gekommen und wollte mich allen Ernstes wegholen. Ganz unbegründet und rücksichtslos — wie er so manchmal seine Erfälle hat. Aber bei mir, da ist er hart abgelaufen. Ich hab' ihm heimgeleuchtet — er hört heute noch nicht gern davon reden.

Dann bin ich mit dem jungen Achtzehnjährigen ins Feld gezogen. Wie die Kugel pfliff, hörten wir schon nicht mehr — mit einem Male war es fertig. Bin mit in dem Torpedoboote gestorben, als es der Torpedo traf. Das war schon übler. Zwischen den beiden Schützenlinien — hundert Schritte auseinander — bin ich gelegen und habe auf Freund Hein gewartet. Zwei Tage lang. Es war entsetzlich. Bis er endlich Zeit für uns hatte.

Aber das Schlimmste, das Schlimmste hab' ich noch nicht erzählt. Und doch: zu Ehren der Wahrheit muß es gesagt sein, auch dabei war der Gevatter nicht eigentlich schuld an dem Schlimmen. Nein, war er gütig und liebevoll. Wie überhaupt seine Sünden des öfteren im Unterlassen liegen denn im Handeln.

Es war im Herbst 18 in Rumänien, vor der Flucht. Wir wußten noch nicht, wie es stand. Aber zwischen Sonnenuntergang und Mondlicht stöhnte die Erde. Es lag so etwas zitternd in der Atmosphäre, zitternd wie die Luft im überheizten Zimmer — stimmernd, drückend, überspannt.

Ich war Krankenwärter im Seuchenlazarett, Fleckfieberbaracke. Marschbefehl war gekommen. Zwei Stunden später telegraphisch widerrufen. Dann gaben Telephon und Telegraph keine Antwort mehr, die Leitungen mußten unterbrochen sein. Zug über Zug, mit Mannschaften übervoll belegt, rollten vorüber, aber nicht nach Osten wie bisher. Rückwärts, rückwärts. Wir hatten nicht viel zu tun in dieser Woche, die meisten Kranken waren schon gestorben, und Zugänge waren ausgeblieben — in dieser Woche. Es war kalt. Ich hatte aus dem Schlosse den großen Bechsteinflügel geholt und schob ihn Stück für Stück in den Ofen. Auf einmal gab ein Brett, an dem noch ein paar Saiten hingen, einen Ton von sich, einen Klang, Akkord, daß mir das Blut zum Herzen schoß.

Dann hauchte ich zum Ofen in beginnender Dämmerung. Ich suchte vergebens diesen Klang loszuwerden, der mir in Hirn und Herzen nachsang. Die Kranken ächzten. Eine leise Stimme flüsterte: „Landsmann!“

Das war der Franz. Gleich stand ich an seinem Bett. Still lag er, wie immer, so lange ich ihn kannte. Er ist wohl zeitlebens so ein Stiller gewesen. So ein Sinnierer, dem die Augen verkehrt in den Kopf gewachsen sind. Oder richtig: daß sie mehr nach einwärts blicken und das Äußere schlechter unterscheiden. Sein dunkles Auge mit weichem, feuchtem Glanze grübelte ins Weite. Oder einwärts ins eigne Innere?

„Was ist, Franzlerl?“

Da rollte langsam sein Auge herum, vorwärts, daß mich sein Flackerlicht sengte: „Wie spät ist es?“

„Halb sechs Uhr.“

Da trat etwas wie ein Lächeln auf seine Lippen: „Alsdann wird's Zeit. Alsdann schieb' mich dort in die leere Ecke. In einer halben Stunde ist's aus. Stell' einen Schirm um's Bett. Es sieht nicht schön aus.“

Er sprach das so ruhig, fast gleichgültig, daß mir meine Trostlüge fast stecken bleiben wollte: „I geh, Du. Wie kommst auf so was?“

Er nickte leise: „Schönen Dank. Tu's nur!“ Sein Flüsterwort klang so bestimmt, sein Auge war dabei so bittend auf mich gerichtet, daß ich gehorchen mußte. Dann fing er an, leise zu ächzen und sich unruhig herumzuwerfen. Sonst hatte er stets wortlos, klaglos, ganz still gelegen.

Endlich: „Landsmann!“

„Ja, Kamerad?“

„Jetzt — jetzt — kannst ein wenig bei mir niedersitzen?“

Ich tat es. Er wollte etwas sagen, doch es kam nur ein leises Aechzen heraus.

Da stieg Freund Hein am Kopfende auf, aber er sah mich nicht an, winkte auch nicht wie sonst. Er war schnell wieder verschwunden.

„Kam'rad,“ begann der Franzlerl wieder, „er ist aus, der Krieg — und Du kommst bald wieder heim — bis zum Weihnachtsfest.“

Der Vater selig hat es mir erzählt. — Er besucht mich öfter und sagt mir dies oder das. Hast ein bißel Geduld für mich?“

„Freilich hab' ich allweil Geduld für Dich. Aber, was Du da redst!“

„Daß nur. Es ist schon so. Und ich möcht' Dir was sagen. Es muß noch heraus.“

Ich sah ihn mitteilsvoll-fragend an.

Er nickte: „Bist ein treuer Gesell. Ich glaub's mal. Also hör' zu. Ich hab' ein Weib zu Haus. Wir sind kriegsgetraut — sie hat mich kaum noch recht gekennt. Und als ich anno 15 auf Urlaub kam, da war noch ein kleines Mädele da — so ein liebes.“

Er sammelte neue Kraft und Gedanken, derweilen die Augen wieder fortschwammen. Einwärts — oder zum Mädele heim?

„Und anno 16 auf Urlaub, da hat's mich schon so viel geherzt, mein Annerl. — Aber mein Weib war anders geworden — so fremd; sie hat mich, schien's, nimmer recht gekennt. — 17 nachher, da hab' ich's erfahren, was es war. Sie hat einen anderen im Kopfe gehabt.“

Er schwieg. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Endlich entfuhr es mir täppisch: „Wer weiß, ob Du Dir's nicht einbildest. Oder es hat sie jemand verkratzt, Franzlerl.“

Er drehte den Kopf nach der Wand: „Schau', ich hab' schlechte Augen gehabt für die Welt meiner Tage und hab' manches nicht gesehen von dem außen 'rum. Aber ich hab' so — so innerliche Ohren gehabt — verstehst — am Herzen, mein' ich, oder wo. Was die gehört haben, das stimmt.“

Nach kurzem Schweigen begann ich leise: „Und nun? Wie seid Ihr nun auseinander gekommen?“

Er drehte mir wieder sein Antlitz zu: „Das ist es ja eben. Noch gar nicht. Erst in einem Viertelstündle geht sie aus, die Geschichte. — Wie ich's gehört hab', mit den innerlichen Ohren, da bin ich sig wieder fort. Ich hab's in mich geschluckt. Und bei mir getragen das Jahr lang. Und Du sollst ihnen helfen, wenn Du heimkommst. Willst?“

Ich verstand nicht recht, aber ich nickte warme Herzensbereitschaft.

„Mußt nicht meinen, daß es mich nit gebremt hat, das Schandmal. Aber ich bin selbst viel schuld, und andere gehen vor mir.“

„Aber, Franzlerl, was spinnt's? . . .“

„Nein,“ hauchte er, „ich hätt' sie nit heiraten dürfen, so schnell. Sie hat mich ja gar noch nicht recht gekennt und ihr Herz erst recht nit. Und da hätt' ich nit drängen müssen — wegen dem Krieg. Der Vater selig meint's auch. — Aber die Hauptsach' ist's Kind, Landsmann. Es darf nit Schaden nehmen. Und seine Mutter soll nit ehelos werden — wegen meiner. — Kam'rad, tu sie ein wenig ausforschen — vorsichtig, daß sie's nit gewahr wird. Und wenn sie dem Marne gut ist, alsdann sag's ihr, daß ich tot bin, und sie soll ihn heiraten und für's Annerl eine gute Mutter sein. Und dann bringst ihr mein Geld, das ich gespart hab' — für's Annerle — in meiner Kiste liegt's.“

Tiefe Blässe hatte sein eingefallenes Gesicht überzogen. Tiefer, dunkler gruben sich die Ringe um die Augen. Deren Sterne schwammen auf dem Herzen — wehmütig, traurig, entsagend, sehnsuchtsvoll — wie Lotusblumen auf dem Vethesflusse.

„Wenn Du aber findest, daß sie nichts taugt — die Frau — und der Mann — dann bring's Annerl zu meiner Schwester und gib ihr das Geld. Willst?“

Seine hagere, heiße, trockene Hand tastete zitternd nach der meinen, während sein Auge mich zu versengen schien. Dana richtete er sich ächzend auf, und ein krampfhaftes Schluchzen schüttelte ihn: „Annerle! Armes, kleines Mädele!“

Die Uhr schlug sechs. Und er entglitt meinen stützenden Armen. Zu des Bettes Häupten huschte ein Schatten vorüber. Mir war's, als ob die Knochenhand leise über die großen Höhlen fuhr, die aus dem Schädel glogkten; aber angesehen hat er mich nicht, der Gevatter Tod.